

Überhaupt ist darauf zu achten, was eigentlich das Argumentationsziel des jeweils vorgebrachten *evidential argument* ist. Als selbständiges Argument für die Existenz Gottes wird das Argument aus den genannten Gründen nicht brauchbar sein. Eher könnte es andere, weniger grundlegende religiöse Überzeugungen stützen. Wenn etwa die Existenz Gottes und seine Eigenschaften aufgrund anderer Überlegungen feststehen, und wenn ein Mensch dann eine den Kriterien genügende außergewöhnliche religiöse Erfahrung macht, dann kann es für ihn durchaus vernünftig sein, aufgrund dieser Erfahrung seine religiösen Überzeugungen zu ändern, zu präzisieren, sie mit stärkerer Gewissheit zu vertreten, etc. Als Basis für ein solches *evidential argument* können auch „gewöhnliche“ Formen religiöser Erfahrungen dienen; eine ähnliche Argumentationsform liegt der sogenannten „reformierten Erkenntnistheorie“ zugrunde, die uns in Abschnitt 3.7 noch ausführlicher beschäftigen wird.

3.6 Empirische Kumulativargumente für die Existenz Gottes

Rückblick: Eine (nicht vollständige) Reihe von empirischen Einzelargumenten

Sieht man vom ontologischen Argument einmal ab, dann haben wir bis jetzt Argumente für die Existenz Gottes betrachtet, die man als empirische Einzelargumente in verschiedenen Ausformungen einordnen könnte. Und es hat sich gezeigt, dass gegen alle diese Argumente auch Einwände erhoben worden sind, die vielen Menschen als mindestens ebenso überzeugend erscheinen.

Man könnte diese Reihe auch noch um einige weitere, hier aus Platzgründen nicht näher erörterte empirische Argumente verlängern, die denkgeschichtlich zeitweise Bedeutung erlangt haben. Erwähnt seien nur das Argument aus dem Gewissen, das auf Gott als seinen Einstifter schließt (und das damit etliche Parallelen zum *inferential argument* aus religiöser Erfahrung aufweist), oder das Argument *e consensu gentium* (lat., aus der Übereinstimmung der Völker), das aus den in verschiedensten Kulturen anzutreffenden religiösen Tendenzen auf die Existenz Gottes als deren Ursache und/oder deren natürliches Ziel schließt. (Besonders letzteres Argument hat seit der Antike vielfältige Kritik erfahren. Ein naheliegender Kritikpunkt ergibt sich bereits aus der Schwierigkeit, Religion kulturübergreifend zu definieren, siehe oben Abschnitt 2.1. Außerdem kann natürlich auch eine allgemein geteilte Überzeugung falsch sein.)

Ein neuer Gedanke: Die Verbindung mehrerer Argumente

Einige Philosophen, etwa Frederick Robert Tennant (200), Basil Mitchell (163) und Richard Swinburne ((196), (199)) haben angesichts dieser Vielzahl von nicht allgemein überzeugenden, aber auch nicht gänzlich unplausiblen Argumenten vorgeschlagen, einige dieser Argumente zu einer Kumulativargumentation (engl. *cumulative case*) für die Existenz Gottes zu verbinden. Die derzeit vermutlich einflussreichste Variante ist jene von Richard Swinburne. Swinburne betrachtet die Existenz Gottes ähnlich wie eine unsichere wissenschaftliche Hypothese, deren Wahrscheinlichkeit im Lichte verschiedener Erfahrungsbelege bewertet werden kann. Die traditionellen Argumente für Gottes Existenz hält Swinburne (als logisch zwingende Argumente verstanden) für gescheitert, weil die Annahme der Nicht-

existenz Gottes mit der Existenz unserer Welt, wie sie eben ist, durchaus logisch vereinbar sei. Insbesondere wendet sich Swinburne gegen Prinzipien wie jenes vom zureichenden Grund oder das metaphysische Kausalprinzip. Allerdings kritisiert er, dass man die Möglichkeit der Verbindung der pro-theistischen Argumente bislang übersehen und damit der Religionskritik unnötige Angriffsflächen eröffnet habe: So sei der Eindruck von lauter unbrauchbaren Einzelargumenten und insgesamt der Irrationalität des Theismus entstanden. Swinburne schlägt nun vor, manche der traditionellen Argumente als Wahrscheinlichkeitsargumente zu rekonstruieren und gibt durchaus zu, daß sie, isoliert betrachtet, jeweils nur sehr schwach sind. Verbindet man sie jedoch zu einem Kumulativargument, sehe es anders aus. Solche Kumulativargumente sind u.a. aus dem gerichtlichen Bereich wohlbekannt: Richter haben sich mitunter angesichts einer Anzahl von Indizien eine Meinung über ein Geschehen zu bilden. Diese Meinung ist dann zwar nicht logisch zwingend aus den Indizienbeschreibungen ableitbar, sie erscheint aber doch sehr oft als gut begründet. Swinburne kommt abschließend zu dem Ergebnis, dass die Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes im Lichte der Belege höher als 1/2 sei; der auf 1, die volle Gewissheit, fehlende Rest sei das Betätigungsfeld für den persönlichen Glauben. Dieses Ergebnis könne, so Swinburne, attraktiv für den Gläubigen erscheinen. Es ist einerseits nicht unvernünftig, an Gott zu glauben, andererseits werden die Inhalte des Glaubens nicht zwingend ableitbar (was ein unerwünschter theologischer Rationalismus wäre), und dem persönlichen Glauben wird ein legitimer Ort bewahrt.

Swinburne bedient sich in seiner Argumentation eines speziellen wissenschaftstheoretischen Ansatzes, nämlich der sogenannten Bayesianischen Theorie der Bestätigung wissenschaftlicher Hypothesen (für eine leichtfassliche Einführung (268), Kapitel 3.4). Zu den Kernüberzeugungen dieser Theorie gehört es, dass wissenschaftliche Hypothesen angesichts von Erfahrungsmaterial eine bestimmte, wenngleich oft nur grob abschätzbare Wahrscheinlichkeit haben (diese Ansicht ist philosophisch keineswegs selbstverständlich). Manche neue Erfahrungsbelege führen nun zur Hebung dieser Wahrscheinlichkeit („Bestätigung der Hypothese“, engl. *confirmation*), andere zur Senkung (*disconfirmation*). Wahrscheinlichkeiten sind nach Bayesianischer Auffassung zwar subjektiver Natur, d. h. es sind die persönlichen Überzeugungsgrade der Wissenschaftler von Hypothesen angesichts der jeweiligen Datenlage. Mit fortschreitendem Dazulernen durch neue Erfahrungsbelege sollten sich jedoch die Wahrscheinlichkeitsbeurteilungen aller Beobachter zunehmend angleichen, egal wie unterschiedlich die subjektiven Ausgangswahrscheinlichkeiten gewesen sein mögen. An diesem Punkt ist ersichtlich, dass Swinburnes Anwendung der Bayesianischen Theorie insofern atypisch ist, als ein Lernen an neuen Erfahrungsbelegen bei ihm keine wesentliche Rolle spielt. Das herangezogene Beweismaterial für die Existenz Gottes ist vielmehr altbekannt. (Das einzige neue Beweismaterial, das Swinburne zwischen der ersten und der zweiten englischen Auflage seines Buches bekannt wurde, nämlich die Feinabstimmung des Universums, wurde interessanter Weise nicht in Bayesianischer Manier verwertet, siehe dazu (155) und (157). Dies ist jedoch kein prinzipieller Einwand gegen sein Vorgehen.)

Swinburnes Hintergrund: Eine atypische Anwendung der Bayesianischen Bestätigungstheorie

Zusammenfassung
von Swinburnes
Argument

Die wesentlichen Schritte von Swinburnes Argumentation kann man auch in einer untechnischen Weise zusammen fassen:

1. Erfahrungen und Erfahrungsberichten ist solange zu trauen, als ihr Inhalt nicht aus anderen Gründen höchst unwahrscheinlich ist (Swinburne nennt dies *Principles of Credulity* bzw. *Testimony* (Glaubwürdigkeits- bzw. Zeugnisprinzip). Man könnte diese Prinzipien entsprechend den oben unter 3.5 beim *evidential argument* erwähnten Kriterien Alstons, Yandells u. a. noch präzisieren.)
2. Einige religiöse Gläubige machen Erfahrungen bzw. berichten von Erfahrungen, die, sofern sie wahrheitsgemäß sind, die Existenz Gottes implizieren würden.
3. Also ist (Berichten von) religiösen Erfahrungen solange zu trauen, als die Existenz Gottes nicht aus anderen Gründen höchst unwahrscheinlich ist (aus 1. und 2.).
4. Die Behauptung der Existenz Gottes ist nicht in sich widersprüchlich (d. h. ihre Ausgangswahrscheinlichkeit ist nicht 0).
5. Sechs allgemeine Züge der Welt sind, in sich betrachtet, extrem unwahrscheinlich und werden am besten durch die Existenz Gottes erklärt. Daher sind sie (wenngleich schwache) Belege für Gottes Existenz: (a) die Existenz eines komplexen physikalischen Universums; (b) die erkennbare Ordnung im Universum; (c) die Existenz bewusstseinsbegabter Wesen; (d) die Übereinstimmung zwischen menschlichen und tierischen Bedürfnissen einerseits und Umweltgegebenheiten andererseits; (e) (möglicherweise) das Vorkommen von Wundern; (f) die Feinabstimmung grundlegender Naturkonstanten (ohne die es keine stabilen Atomkerne gäbe, damit kein Leben auf Kohlenstoffbasis etc.).
6. Die Existenz und das Ausmaß des Übels in der Welt stellen dagegen keinen entscheidenden Beleg gegen die Existenz Gottes dar. Ein Gott im Sinn der traditionellen theistischen Konzeption könne durchaus gute Gründe haben, eine Welt wie die unsere zu schaffen.
7. Außer dem Übel gibt es keine weiteren signifikanten Belege, die gegen Gottes Existenz sprechen.
8. Also ist Gottes Existenz im Lichte der Belege nicht höchst unwahrscheinlich, sondern sie hat eine gewisse (wenngleich auch vielleicht kleine) Wahrscheinlichkeit (aus 5., 6. und 7.).
9. Also sind (Berichte von) religiöse(n) Erfahrungen glaubwürdig, d. h. Gottes Existenz ist wahrscheinlicher als seine Nichtexistenz (aus 3. und 8.). Das bedeutet, dass die Wahrscheinlichkeit irgendwo zwischen 1/2 und 1 liegt, und der auf 1 fehlende Raum ist das Betätigungsfeld des persönlichen Glaubens.

Religiöse Erfahrung
spielt eine wesentliche Rolle

Genauere Betrachtung zeigt, dass der entscheidende Teil der Beweislast auf der religiösen Erfahrung und auf Swinburnes erkenntnistheoretischen Glaubwürdigkeitsprinzipien ruht. Die in Schritt 5 erwähnten sechs Merkmale dienen lediglich der Begründung, dass die Hypothese der Existenz Gottes *nicht höchst unwahrscheinlich* ist (siehe Schritt 8). Die religiöse Erfahrung ist also nicht ein siebter Beleg zusätzlich zu den sechs anderen, der gleichrangig ins Kumulativargument einflüsse, sondern dessen wesentlicher Teil. In diesem Punkt ähnelt Swinburnes Argument also den Argumenten aus

religiöser Erfahrung (siehe Abschnitte 3.5 und 3.7) und wird daher auch von den Einwänden gegen sie tangiert.

Der Ansatz einer Verbindung verschiedener Argumente ist zweifellos von größtem Interesse, weil er wohl auch dem religiösen Bewusstsein entgegenkommt. Viele Menschen würden, ähnlich wie Swinburne dies tut, Gott und sein Wirken als Erklärung für mehrere Phänomene in der Welt betrachten. Dennoch lassen sich etliche Einwände gegen Swinburnes Argument ins Treffen ~~erheben~~, sowohl gegen manche seiner Details (etwa seine Einordnung des Übels, dazu später 4.2), als auch einige Einwände von grundsätzlicher Art.

Einige der Teilüberlegungen aus Schritt 5 setzen voraus, dass es objektive, unabhängig von der Existenz der Welt bestehende und auch für Gott geltende ästhetische und moralische Werte gibt. Deutlich wird dies etwa an seinen Thesen, Ordnung sei intrinsisch schön ((196), S. 146 ff.), und die Zahlenwerte null und unendlich hätten eine Natürlichkeit und Schönheit, die anderen Werten fehle ((196), S. 95. 283). Außerdem sei es in sich gut, wenn Wesen (wie die Tiere) existieren, die offensichtlich ihr Dasein (Nahrungsaufnahme, Fortbewegung, Fortpflanzung) im Wesentlichen genießen. Ebenso ist die Existenz von bewusstseinsbegabten Lebewesen, die die Welt erkennen und teilweise beeinflussen und sogar mit Gott in Kontakt treten können, in sich gut ((196), S. 154–160). Ein extremes Beispiel für Swinburnes ästhetischen und moralischen Objektivismus ist die These, dass den Tieren durch die Erschaffung des Menschen Formen der Kooperation und interessanter Arbeit ermöglicht werden, die ihnen ansonsten verschlossen blieben, ebenso wie den Menschen durch die Erschaffung der Tiere neue Formen der Freundschaft erschlossen werden. Alle diese Möglichkeiten sind in sich gut und für Gott ein Grund, eine Welt wie die unsere zu erschaffen.

Dieser Wertobjektivismus ist allerdings in mehrfacher Hinsicht angreifbar. Sofern man die ästhetische und moralische Wertbarkeit der Ordnung, der Zahlen, des Tierlebens oder der Tier-Mensch-Beziehung nicht von vornherein als sinnlos ablehnt, wird man solche Bewertungen eher als subjektive Eindrücke auf unseren menschlichen Geschmack interpretieren. Dann fragt sich aber, ob Swinburnes Bewertungen vielleicht nur die Wertmaßstäbe eines bestimmten Personenkreises einer bestimmten Kultur widerspiegeln (und erst recht, ob man Gott dieselben Wertmaßstäbe unterstellen kann).

Der entscheidende Einwand gegen Swinburnes Argument richtet sich gegen seine Wahrscheinlichkeitszuordnungen. Eine genauere logische Analyse des Arguments zeigt, dass die Rechtfertigung von Schritt 5 und der Übergang von 5, 6 und 7 auf 8 davon abhängen, dass es zwischen folgenden zwei Wahrscheinlichkeiten einen deutlichen Größenunterschied gibt:

- A Der Wahrscheinlichkeit, dass Gott existiert (und zwar beurteilt, wenn man nur ganz allgemeine Hintergrundannahmen zugrundelegt, etwa über logische, moralische und ästhetische Gesetze)
- B Der Wahrscheinlichkeit, dass es die in Schritt 5 genannten Beweismittel gibt, ohne dass jedoch Gott existiert (wenn man nur dieselben allgemeinen Hintergrundannahmen zugrundelegt).

Swinburne behauptet nun, dass die Wahrscheinlichkeit B verschwindend gering sei, während die Wahrscheinlichkeit A einen vielleicht kleinen, aber

Einwände gegen
Swinburnes
Kumulativargument

H. F. J. J.

Ästhetischer und
moralischer
Objektivismus als
Voraussetzung

Das Problem der un-
abschätzbaren Wahr-
scheinlichkeiten

immerhin vielfach größeren Wert als die Wahrscheinlichkeit B habe. Dies hängt damit zusammen, dass die Verhältnisse im Universum kompliziert sind, während Gott als unendliches, vollkommenes, allmächtiges, allwissendes (etc.) Objekt eine gewisse Einfachheit aufweise. Mit anderen Worten: Wüsste man gar nichts über die Welt, sondern kennte man nur die logischen, moralischen und ästhetischen Gesetzmäßigkeiten, dann wäre die Existenz eines derart einfachen Objektes wesentlich wahrscheinlicher als die Existenz eines komplizierten Universums wie des unsrigen.

Es fragt sich allerdings, ob wir solche Wahrscheinlichkeitsbeurteilungen seriöser Weise überhaupt vornehmen können. Swinburnes Einfachheitsüberlegungen zur Beurteilung der Ausgangswahrscheinlichkeit der Existenz Gottes und des Universums kommen ja dem Versuch gleich, gedanklich von der Existenz des Universums und der Existenz Gottes abzusehen und sich dann zu überlegen, was (auf Grund seiner innerlichen Einfachheit) am ehesten existieren könnte. Man blickt damit, metaphorisch gesprochen, also nicht nur Gott vor der Schöpfung in die Karten, sondern unterzieht auch die Existenz Gottes einer Wahrscheinlichkeitsbeurteilung. Was aber wäre eine vernünftige Wahrscheinlichkeit dafür, dass, unter der Annahme, dass Gott existiert, er auch bewusstseinsbegabte Wesen schaffen wird? Oder ein feinabgestimmtes Universum eher als ein anderes, oder vielleicht gar ein völlig chaotisches? Und was ist eine vernünftige Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Universum wie das unsere ganz zufällig, ohne Gottes Eingreifen in Existenz gelangt? Es ist zu vermuten, dass die Vertrautheit mit unserer Welt, wie sie eben ist, solche Wahrscheinlichkeitsspekulationen in unkontrollierbarer Weise beeinflussen wird. Wir können kaum anders, als solche Wahrscheinlichkeiten anhand unserer Welt, wie sie eben ist, zu beurteilen. Vor allem werden auch weltanschaulich-religiöse Hintergrundannahmen solche Beurteilungen beeinflussen. Eine Person mit theistisch geprägter Weltanschauung mag ihre Wahrscheinlichkeiten vielleicht so zuordnen, wie Swinburne dies skizziert. Andersdenkende können hier allerdings – da die Wahrscheinlichkeiten subjektiv sind – mit gutem Recht anders denken, der Appell an Einfachheitsüberlegungen dürfte also keine weltanschauungsübergreifende argumentative Kraft haben.

Wie erwähnt lehnt Swinburne es ab, Argumente für Gottes Existenz auf Prinzipien wie jenes vom zureichenden Grund oder das metaphysische Kausalprinzip aufzubauen. Stattdessen schlägt er eben die Umformulierung in Wahrscheinlichkeitsargumente vor. Allerdings dürfte Swinburnes Argument, näher betrachtet, doch wieder auf ein großangelegtes Kontingenzargument hinauslaufen. Zunächst wird dieser Verdacht dadurch genährt, dass Swinburnes Argument eine wesentlich stärkere Schlussfolgerung zuließe, als er selbst angibt. Ähnlich wie sechs oder sieben schwache, aber voneinander unabhängige Indizien insgesamt einen erdrückenden Beweis gegen eine tatverdächtige Person liefern, lassen auch die sechs (bzw. mit der religiösen Erfahrung sieben) Beweismittel Swinburnes die Wahrscheinlichkeit von Gottes Existenz beinahe zur Gewissheit werden. Dies lässt sich durch die probeweise Einsetzung von einigen nicht „religiös voreingenommenen“ Zahlenwerten in Swinburnes Gleichungen leicht zeigen; die Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes geht dann gegen 1 ((155), (157)). Die Existenz Gottes folgt also beinahe aus dem angebotenen Beweismaterial, wenn man

Swinburnes Deutung desselben ernst nimmt. Aber auch wenn man nur einzelne Teile des Beweismaterials betrachtet, wird man an eine Kontingenzüberlegung erinnert. Swinburnes Behauptung, dass die auf Seite 85 erwähnte Wahrscheinlichkeit B für jedes dieser Fakten verschwindend gering sei, bedeutet im Grund doch, dass diese Fakten nicht ohne einen zureichenden Grund bzw. eine entsprechende Ursache existieren können.

... zufälliger, aber religiös

Ein getarntes Kontingenzargument?